

Die Zukunft der Geisteswissenschaften

Der rastlose Streiter

Hans Ulrich Gumbrecht, ein Intellektueller der seinesgleichen sucht

von Christophe Langenbrink

Hans Ulrich Gumbrecht gilt als einer der einflussreichsten Intellektuellen unserer Zeit. Was er sagt, wird nicht nur in den Geisteswissenschaften wahrgenommen, sondern findet weltweit ein breites Echo. Das weiß er auch. Gerade deshalb scheut er nicht davor zurück, kritisch mit seiner Zunft ins Gericht zu gehen, weil es aus seiner Sicht um das schlichte Überleben geht. Neue Wege müsse man gehen, so Gumbrecht und plädiert für ein radikales Umdenken in seiner Disziplin, die er schon mehrmals als schlicht zu mittelmäßig bezeichnet hat. Wer ist dieser „agent provocateur“, der für vier Tage in Luxemburg war?

Er wohnt in Kalifornien, lehrt an der renommierten „Stanford University“, kauft mit den Geldern seiner Beratertätigkeit seiner Technik begeisternden Frau einen Tesla, besitzt aber wohl als einziger Bewohner im Silicon Valley kein Han-

dy. Dieser Widerspruch zeichnet Hans Ulrich Gumbrecht aus. Mit Widersprüchen kann er allerdings sehr gut leben. Das zeigt auch sein Wechsel der Staatsbürgerschaft. Er tauschte im Jahr 2000 die deutsche gegen die us-amerikanische ein. Dass viele seiner Kol-

legen diesen Schritt nicht nachvollziehen können, kratzt ihn nicht wirklich: „So what!“

Mittlerweile ist Gumbrecht sogar zu einem weit größeren Verfechter Amerikas (siehe Interview) herangereift, als seine Herkunft vermuten lässt. Der gebürtige Würzburger steht voll und ganz hinter dem „american way of life“. Und trotz der vielen Widersprüche in der amerikanischen Gesellschaft, trotz – wie er sagt – des unsäglichen Trump habe er dort eine neue Heimat gefunden, die ihm sogar lieber ist als Deutschland. Als er dann zur Jahrtausendwende die US-Staatsbürgerschaft annahm, sagte er trocken: „That’s it!“

So cool für Gumbrecht dieser Nationalitätenwechsel auch war, so locker, lässig gibt er sich auch in Gesprächssituationen. Mit einem kleinen verschmitzten Lächeln sitzt der deutschstämmige Romanist und Komparatistik-Professor in enger Jeans und einem cremefarbenen Sakko auf der Couch in dem neuen Büro des Dekans in der Maison des Sciences Humaines. Der passende Ort, um über die Zukunft einer Disziplin zu sinnieren, die, „wenn sie morgen abgeschafft würde, es keiner bemerkt – außer die Wissenschaftler selbst!“, meint er scharfzüngig.

Ganz offen und ohne Scheu spricht Hans Ulrich Gumbrecht vom Ende der Geisteswissenschaften. Aber abschaffen will der habilitierte Wissenschaftler aus der kalifornischen Eliteuniversität die Geisteswissenschaften keineswegs, selbst dann nicht wenn ihn die Mittelmäßigkeit in seinem Fachgebiet sehr stört. Was ihn antreibt, sind ernsthaften Sorgen um die Zukunft seines Fachbereichs.

Als Impulsgeber einer Disziplin, die vor sich her dümpelt, versteht er sich. Deshalb ist er auch, dem Ruf der Uni und des Institut Pierre Werner nach Luxemburg gefolgt, weil er dort die Möglichkeit fand, vor einem international hochkarätig besetzten Kolloquium das Einführungsreferat zu halten. Das ermöglichte ihm seine Botschaft an die geisteswissenschaftliche Gesellschaft zu richten. Der feinsinnig ausgesuchte, englische Titel „The Ends of Humanities“ passte zu seinen gewagten Thesen hervorragend. Für den streitbaren, Professor ist die kritische Auseinandersetzung mit dem aktuellen Stand der Geistes- und Sozialwissenschaften essenziell, um überhaupt Auswege aus der aktuellen Krise zu finden.

Dass er dabei gerne provoziert, und manchmal sogar polarisiert, gehört einfach dazu. Der stolze Amerikaner pflegt wie kaum ein anderer die akademische Streitkultur. Seine intellek-

tuellen Spitzen platziert er deshalb gezielt. Er kann sich das leisten. Denn kaum einer ist so vielseitig unterwegs wie er. Mehr als vierzig Bücher hat er veröffentlicht, die weltweit zitiert werden. In über 2000 Zeitungstexten und Blogs unter anderem in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der Neuen Zürcher Zeitung, der Zeit und weiteren internationalen Publikationen formuliert und verbreitet er seine kontroversen Ideen. Übersetzt werden seine zahlreichen Werke nicht nur in den gängigen, westlichen Sprachen sondern auch auf Mandarin und Russisch. Zehn Ehrendoktorwürden hat er im Laufe seines akademischen Treibens erhalten. Doch im nächsten Jahr soll Schluss sein. Dann will er sich von der akademischen Bühne verabschieden.

Ob es dann ruhiger um den emsigen Literaturhistoriker wird, mag man bei seiner „Schreibwut“ bezweifeln. Denn an Ideen und Theorien hat es „Sepp“, wie sein bayerischer Spitzname lautet und mit dem er gelegentlich kokettiert, noch nie gemangelt. Schon früh hat der 1948 in Bayern geborene Gumbrecht den wissenschaftlichen Diskurs regelrecht in sich aufgesogen. Mit nur 26 Jahren erhält er den Ruf an die Uni Bochum und wird 1975 somit zum jüngsten Professor in Deutschland. Von dort wechselt er nach Siegen, bevor dann 1989 er den Lehrstuhl für Komparatistik an der kalifornischen US-Eliteinstitution bekommt: „Einen Ruf, dem man nur schwer widerstehen kann“, gesteht Gumbrecht. Denn dort wird ihm die Ehre zuteil, den renommierten und seltenen Albert-Guérrard-Lehrstuhl in Literatur zu leiten.

Auf dem Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn, hat er weitere zahlreiche Gastprofessuren erhalten. Neben seiner Lehrtätigkeit am Collège de France ist er aber auf eine ganz besondere stolze. 2017 wurde er „Martin Buber Fellow“ an der Hebrew University in Jerusalem – „eine große Ehre für mich“. Vor allem nach Israel ist er lieber mit seinem US-Pass gereist, weil er mit der deutschen Geschichte so seine Probleme hat. Das hat ihn unter anderem dazu bewegt, die Nationalität zu wechseln. Das ist auch einer der Gründe, warum er nicht mehr nach Deutschland zurückkehren will. Zu sehr schmerzt ihn dieses Kapitel der deutschen Geschichte. Mit dieser Bürde ist er aufgewachsen. Mit ihr will er aber nicht auf Dauer leben.

Vielleicht ist es gerade das, was ihn heute so anstachelt, ein Mahner zu sein. Aber er spricht das laut aus, was andere nicht hören wollen. Manchmal zum Leid seiner Artgenossen aber immer im Dienste seiner Wissenschaft.

„Geisteswissenschaften als Teil jedes Grundstudiums“

Hans Ulrich Gumbrecht, ein Kämpfer gegen den Resonanzverlust seiner Disziplin

Interview: Christophe Langenbrink

Er ist Gastdozent an der Universität Luxemburg und zudem weltweit im Einsatz als Berater für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Als internationale Koryphäe und Kritiker seiner Zunft plädiert er für eine größere Anerkennung und fordert jedoch mehr Qualität.

■ Sie vertreten die steile These, dass es weniger Geisteswissenschaftler geben sollte. Warum?

In unserer Berufssparte tummeln sich nicht gerade die besten Wissenschaftler. Es gibt eine negative Selektion, die auf Kosten der Geisteswissenschaften geschieht. Das liegt unter anderem daran, dass viele talentierte Studierende schon früh diese Disziplinen zugunsten anderer praxisorientierter Studienfächer abwählen. Ich merke das immer wieder, wenn ich sogenannte Bachelor-Kurse halte. Diese sind in der Regel viel spannender als die bei Magisterstudien. Wir schleppen einfach zu viel Mittelmaß mit.

■ Woran liegt das, dass nicht die talentiertesten Studenten bei den Geisteswissenschaften bleiben?

Viele Leute haben den Druck von zu Hause, nicht so ein brotloses Studium auszuwählen. Dieser Vorwurf ist auch nicht ganz ungerechtfertigt. Denn die investierte Zeit und das, was einen später finanziell in Aussicht gestellt wird, steht in den meisten Fällen in keiner Relation. Wer die wissenschaftliche Karriere in unserer Disziplin anpeilt, wird, bevor er 40 Jahre alt wird, kaum ausreichend verdienen, um seine dreiköpfige Familie zu ernähren. Und dabei ist noch nicht mal gesichert, dass er überhaupt eine Stelle im Anschluss seiner akademischen Laufbahn erhält. Deshalb sind die Verdienstaussichten in der Mehrheit der anderen Studiengänge weit aus besser.

■ Sind Geisteswissenschaftler generell unterbezahlt?

Die meisten sind zum Teil überbezahlt! Aber es gibt in unserem Beruf auch Professoren, die sehr viel arbeiten. Gemessen an deren Arbeitsstunden sind diese Dozenten eher unterbezahlt. Jedoch muss man sagen, dass es durchaus auch Lehrkräfte gibt, die sich tatsächlich 30 Jahre lang damit begnügen können, den Austausch mit den Studierenden zu fördern und die Wissenschaft eher zu vernachlässigen.

■ Wer sollte demnach Geisteswissenschaften studieren?

Es sollte nur derjenige unsere Disziplin auswählen, der das wirklich machen will und der es letztendlich zur Passion macht. Nur das funktioniert! Des Weiteren brauchen wir nicht an jeder Uni die gesamte Fächeraus-

wahl. Es reicht völlig aus, wenn beispielsweise nur an einem Standort in Deutschland Rumanistik gelehrt wird. Für die paar Leute, die sich für die rumänische Sprache interessieren, ist das viel besser, denn dadurch kommen nur die Studenten dorthin, die mit Herz und Seele für ein solches Fach brennen. Das erhöht das Ansehen und gleichzeitig die Effizienz in den Geisteswissenschaften.

■ Sie sprechen vom freundlichen Untergang der Geisteswissenschaften. Warum diese negative Haltung zu ihrer eigenen Disziplin?

Die Resonanz unserer Disziplin hat im Laufe der Jahrzehnte stark abgenommen. Große Persönlichkeiten wie Habermas, die in den Siebzigern und Achtzigern gestrahlt haben, gibt es heute nicht mehr, und die Welt kommt anscheinend auch gut ohne sie aus. Die große Zeit der Geisteswissenschaften „avant la lettre“, die im 19. Jahrhundert als eine Art Ersatztheologie gelebt wurde – so wie heute Kultur zur neuen Religion erkoren wird, ist vorbei.

■ Was ist überhaupt noch die Relevanz der Geisteswissenschaft in der digitalen Ära?

Wenn Sie sich auf die Frage der Relevanz einlassen, dann haben Sie als Fakultät schon verloren. Man kann dennoch sagen, dass die Geisteswissenschaften zu einer Flexibilität und Pluralität des Denkens führen. Das Denken „outside the box“ ist sicherlich eine der großen Stärken. Und genau das ist etwas, was sie in jedem Beruf und in jedem Studium benötigen. Deshalb plädiere ich, dass Geisteswissenschaften, Teil jedes Grundstudiums werden sollten, um den Studenten einfach die Chance zu geben, andere Denksätze zu finden.

■ Welche Vorteile genießen denn Geisteswissenschaftler?

Man hat so viel Freiheit, das zu tun, das zu wählen, das zu lehren und das zu schreiben, was man nicht nur gern hat, sondern mit Leidenschaft betreibt. Das halte ich für den großen Vorteil in unserem Beruf.

■ Sie gehören zu den wenigen Menschen, die das Glück haben, aus ihrem Beruf eine Berufung gemacht zu haben ...

Das war mir anfangs gar nicht so bewusst. Es ging mir auch nie darum, dem wissenschaftlichen Mainstream nachzueifern. Vielmehr habe ich das studiert und gelehrt, was mir Spaß macht. Der Arbeitsaufwand steht zwar im Gegensatz zur Maximierung, aber ich kann behaupten, dass ich in meiner langjährigen Lehrtätigkeit noch nie einen Kurs wiederholt habe. Denn, wenn ich Sachen zweimal ma-



ren waren. Dieses Gefühl geht zwar nicht weg, wenn sie den amerikanischen Pass annehmen. Aber ich bin in Deutschland unter amerikanischer Besatzung aufgewachsen. Damit verbinde ich eine positive Erfahrung, die sich im Laufe meiner akademischen Karriere mehrmals wiederholt hat. Heute identifiziere ich mich mehr als US-Amerikaner und nicht mehr als Deutscher. Und das trotz Trump und der vielen Widersprüche in der amerikanischen Gesellschaft. Als ich dann den Ruf nach Stanford erhielt, den man nur schwer ablehnen kann, dann habe ich gesagt: Das ist es!

■ Als studierter Romanist ist Luxemburg zumindest ein zentraler Kompromiss. Sie sind nun zum fünften Mal hier, wie erleben Sie den neuen Campus in Belval?

chen muss, dann langweiligen sich mich zu Tode.

■ Warum dieser Drang, ständig nach dem Neuen zu suchen?

Das ist zunächst mal eine Temperamentsfrage. Vielleicht ist es auch das Gefühl, am Ende des Tages komplexe Fragestellungen in den Griff zu bekommen. Gleichzeitig treibt mich eine stete Neugierde an. Nicht aus der Perspektive, ein enzyklopädisches Wissen anzusammeln, vielmehr aus dem Bedürfnis heraus, besser beschreiben zu können, was Sache ist.

■ Inwieweit orientieren Sie sich bei Ihrer Suche, in Ihrer Wissenschaft am Zeitgeist?

In meiner wissenschaftlichen Karriere habe ich mich so gut wie nie mit zeitgenössischer Literatur auseinandergesetzt. Trotzdem interessiere ich mich für den Zeitgeist. Mehr jedoch, um die Gegenwart denken und beschreiben zu können.

■ Als gebürtiger Deutscher und erfolgreicher Wissenschaftler, warum haben Sie sich für die amerikanische Staatsbürgerschaft entschieden?

Als jemand, der 1948 geboren wurde, habe ich meine traumatischen Erfahrungen mit der deutschen Geschichte. Das hat mich geprägt. Wenn ich ein Land in Europa auswählen könnte, ich dem ich leben möchte, wäre Deutschland meine letzte Wahl.

■ Warum diese pessimistische Haltung zu Ihrem Vaterland?

Ich gehöre zu der Nachkriegsgeneration in Deutschland an, die mit dem Eindruck aufgewachsen ist, dass die Generation der Verantwortlichen keine übernimmt! Wir haben unser Leben unter den paradoxalen Vorzeichen begonnen, uns für Verbrechen schuldig zu erklären, zu einer Zeit, zu der wir noch gar nicht gebo-

ren waren. Dieses Gefühl geht zwar nicht weg, wenn sie den amerikanischen Pass annehmen. Aber ich bin in Deutschland unter amerikanischer Besatzung aufgewachsen. Damit verbinde ich eine positive Erfahrung, die sich im Laufe meiner akademischen Karriere mehrmals wiederholt hat. Heute identifiziere ich mich mehr als US-Amerikaner und nicht mehr als Deutscher. Und das trotz Trump und der vielen Widersprüche in der amerikanischen Gesellschaft. Als ich dann den Ruf nach Stanford erhielt, den man nur schwer ablehnen kann, dann habe ich gesagt: Das ist es!

■ Wie kann man diese Situation verbessern?

Im Rahmen meiner Beratertätigkeit für Geisteswissenschaften habe ich noch dem früheren Rektor einen Vorschlag für ein „Center for Advanced Studies“ unterbreitet, das in der Hauptstadt angesiedelt wäre. Allerdings hat Herr Klump es nicht für nötig gehalten, den Erhalt des Vorschlags zu bestätigen und was er davon hält.

■ Was beinhaltet Ihr Vorschlag?

Es gibt weltweit schon recht viele solcher „Center for Advanced Studies“, die sich zum Teil gegenseitig Konkurrenz um die besten Köpfe in den Geisteswissenschaften machen. Der entscheidende Unterschied für Luxemburg liegt in der mehrsprachigen Ausrichtung des Landes und der Internationalität der Universität. Im Kern geht es darum, eine Art Botschaft der Uni in der Stadt aufzubauen. Um Kosten und Verwaltungsaufwand zu sparen, wäre es durchaus sinnvoll, eine enge Kooperation mit dem exzellenten Institut Pierre Werner vorzunehmen. Dort könnte man beispielsweise einen international bekannten Wissenschaftler für ein halbes Jahr einladen, der dann zu wichtigen gesellschaftsrelevanten Themen referiert und gleichzeitig für seine Zwecke recherchiert.



Hans Ulrich Gumbrecht bei seiner Eröffnungsrede zum internationalen Kolloquium „The Ends of Humanities“ in der Neimënster Abtei. (Foto: Lex Kleren)